

Lehrer raus

Braucht man in der neuen „neuen Lernkultur“ noch die Lehrer? Eine Betrachtung von Christoph Türcke (ungekürzte Fassung des Beitrags in der Süddeutschen Zeitung vom 10. Februar 2016)

Neoliberale Schule

In frühkapitalistischer Zeit hatten die Beschäftigten Lebensmittel und Heizmaterial gefälligst selbst in die Fabrik mitzunehmen, wie sie auch selbst fürs Alter vorzusorgen und Ärzte zu bezahlen hatten. Erst lange gewerkschaftliche Kämpfe nahmen die Betriebe nach und nach für angemessene Ausstattung des Arbeitsplatzes, für Beteiligung an Alters- und Krankenversorgung, Lohnfortzahlung während des Erholungsurlaubs und im Krankheitsfall sowie Fortbildung in die Pflicht. All diese Verantwortlichkeiten stehen wieder zur Disposition, seit es jene kleinen Universalmaschinen gibt, die heutzutage nahezu jeder in der Akten- oder Hosentasche mit sich führen kann. Sie lassen sich in einem Firmengebäude genauso bedienen wie in einer Privatwohnung. Wohn- und Arbeitsraum, Privat- und Berufssphäre, Freizeit und Arbeitszeit gehen wieder ineinander über. Warum soll man für Arbeiten, die feste kollektive Arbeitsräume gar nicht mehr erfordern, feste Lohnverpflichtungen eingehen? Warum nicht jeden Computerbesitzer als Selbständigen erachten, den man als Lieferanten von Arbeitsleistungen bezahlt, statt ihn dauerhaft einzustellen? Der hübsch selbst für seine Infrastruktur und Versicherungen aufkommt, dafür aber auch seine Arbeits- und Freizeit völlig frei und selbständig organisieren darf – wenn er seine Leistungen nur vertragsgemäß erbringt.

So läuft die flexibilisierte, deregulierte Arbeitswelt. Nur die Bildungswelt hinkt noch hinterher. Immer noch gibt es feste gemeinsame Unterrichtsräume und -zeiten, homogene Unterrichtsgruppen mit festem Fächerkanon und einem pauschal für ganze Jahrgänge vorgegebenen Pensum. Und vor allem Lehrer, die ganzen Schülergruppen in der gleichen Zeit das gleiche Fachpensum vorexerzieren und abverlangen, obwohl doch jeder Schüler anders tickt und das wirkliche Leben nicht in den Schubladen von Fächern verläuft. Schluss damit, fordert die neoliberale Bildungsideologie. Zeitgemäßer Unterricht soll sich an den persönlichen Interessen und dem individuellen Tempo der Lernenden orientieren. Er braucht keine Lehrer, sondern Lernbegleiter, die überall zur Stelle sind, wo Lernende gerade nicht weiterkommen und eine spezielle Förderung nötig haben. Mobile Coaching-Teams, die in den Umgang mit der neuen medialen Lernwelt einüben, in offenen Lernräumen, aber auch online beraten, sind das Gebot der Stunde. Statt Lehrplänen, die alle Lernenden einer Alters- oder Leistungsstufe auf die Erlangung bestimmter Sach- und Fachkompetenzen verpflichten, soll ein neues, flexibles Kompetenzdesign treten, worin *soft skills* (Teamfähigkeit, soziale, kommunikative und mediale

Kompetenz) obenan stehen und *hard skills* (Sach- und Fachkompetenzen) nur noch als deren Diener fungieren.

Soft skills

Die *soft skills* sind bereits in den Bildungsrichtlinien für die Grundschule angelangt. »Anstelle von trägem Wissen, das die Schülerinnen und Schüler nur zur Beantwortung von eng begrenzten und bekannten Aufgabenstellungen nutzen können, soll vernetztes Wissen entwickelt werden, welches zur Bewältigung vielfältiger Probleme angewendet werden kann.« Für den Schreiblehrgang bedeutet das: Nach vier Jahren verfügen die Schüler »über grundlegende Rechtschreibstrategien. Sie können lautentsprechend verschriften und berücksichtigen orthografische und morphematische Regelungen und grammatisches Wissen. Sie haben erste Einsichten in die Prinzipien der Rechtschreibung gewonnen. Sie erproben und vergleichen Schreibweisen und denken über sie nach. Sie gelangen durch Vergleichen, Nachschlagen im Wörterbuch und Anwenden von Regeln zur richtigen Schreibweise. Sie entwickeln Rechtschreibgespür und Selbstverantwortung ihren Texten gegenüber.«

Der Zehnjährige als verantwortungsbewusster Rechtschreibstrategie, der orthographische und grammatische Regeln immerhin »berücksichtigt« und alle Wörter, die er nicht richtig schreiben kann, nachzuschlagen vermag: sein Profil gibt allzu deutlich zu verstehen, wie das mit dem »trägen« und »vernetzten« Wissen gemeint ist. Wissen, wie man richtig schreibt, ist träge und beschränkt. Hingegen Rechtschreibregeln »berücksichtigen«, ständig nachschauen (im Klartext: anklicken), »Schreibweisen« (welche denn?) »erproben und vergleichen«: das ist vernetzt, verantwortungsbewusst, kreativ. Als besonders effizient und gerecht gelten sogenannte Lückensatzdiktate. »Unterschiede im Schreibtempo fallen kaum ins Gewicht.« »Der Schreibaufwand ist begrenzt, was insbesondere für schwächere Schreiberinnen und Schreiber hilfreich ist.« »Das Schreiben von (nahezu) sicher beherrschten Wörtern wie Artikeln und Pronomen entfällt.« »Die Aufmerksamkeit kann der Orthografie ungeteilt gelten. Aufwändigere Gedächtnisleistungen wie bei Textdiktaten spielen keine Rolle.« Hier wird offen eingestanden, dass eine Routine des Schreibens, ohne die sich keine Rechtschreibung einprägt (ein einmal richtig geschriebenes Wort ist noch längst nicht festes Repertoire), erst gar nicht mehr erstrebt wird. Besonders den »schwächeren Schreibern« wird, angeblich um sie nicht zu benachteiligen, diese Einprägungshilfe vorenthalten.

In der Grundschulmathematik geht es nicht etwa erst einmal darum, richtig zählen zu lernen, sondern vorab um den »vernetzten Charakter der Mathematik«, also um »prozessbezogene Kompetenzen«: »selbst oder gemeinsam Probleme mathematisch zu lösen, über das Verstehen und das Lösen von Aufgaben zu kommunizieren, über das Zutreffen von Vermutungen oder

über mathematische Zusammenhänge zu argumentieren, Sachsituationen in der Sprache der Mathematik zu modellieren«. Das klingt eher nach Hauptstudium Mathematik als nach Grundschule. Und wie geht das bei Zehnjährigen? Etwa so: »Tina und Esther sammeln Fußball-Bilder. Zusammen haben sie 25 Bilder. Tina hat 7 Bilder mehr als Esther. Wie viele Bilder hat Esther?«

Ja, da muss man nachdenken und die Zahlen, die es zu addieren und subtrahieren gilt, erst einmal herausfinden, also die Aufgabe »modellieren«. Aber damit man ja nicht zu viel modellieren muss, werden sogleich vier mögliche Antworten mitgeliefert, die Zahlen 7, 9, 16 und 18. Um zu bemerken, dass 7 und 18 nicht in Frage kommen, muss man nicht modellieren können. Bleiben 9 und 16. Selbst wer nicht gewahr wird, dass diese beiden Zahlen bereits verraten, wie die 25 Bilder auf die beiden Mädchen verteilt sind, wird sich wahrscheinlich an die Vorgabe erinnern, dass Esther weniger Bilder hat – und die kleinere Zahl markieren. Die Lösung ist schon vorgekaut, das ganze Gerede vom Argumentieren über mathematische Zusammenhänge bloß darübergestülpt. Modellieren heißt faktisch ankreuzen. Was im Sprachunterricht der Lückentext, ist in der Mathematik der Multiple Choice. Die Lücke richtig ausfüllen oder die richtige Lücke ausfüllen: darauf kommt es bei schriftlichen Leistungen vorrangig an. Eingeeübt wird Lückenfüllermentalität.

Die aktuellen Bildungsstandards verordnen von höchster Stelle Niveausenkungen, die sie wie des Kaisers neue Kleider ausbieten. Das tun sie aber nicht aus Spaß oder um in der schönen neuen Welt der Flexibilität die Zügel einmal etwas lockerer zu lassen, sondern unter diffusem globalem Flexibilitätsdruck. Je größer die Flexibilität, desto ungreifbarer dieser Druck. Wird er von Auftraggebern, Vorgesetzten, Kunden ausgeübt, oder geben sie ihn nur weiter, weil sie selber unter Druck stehen? Kommt er von außen, wirkt er von innen? Das ist immer schwieriger auseinanderzuhalten. Aber je mehr sich die Kommunikation elektronisch vernetzt, desto spürbarer wird er. Wer ihm nicht standhält, wird abgehängt. Das droht Ländern, Firmen, Individuen gleichermaßen. Die Angst davor treibt die Bildungspolitik voran. Nur Länder, deren Schul- und Hochschulabsolventen für den mikroelektronischen Kapitalismus gerüstet sind, werden international mithalten können. So lautet die Befürchtung. Und die überstürzte Folgerung daraus: Am besten wird gerüstet sein, wer von klein auf in die zukunftssträchtigen *soft skills* eingeübt ist und von all dem Ballast, für den es intelligente Software gibt, befreit wird. Kopfrechnen? Das erledigen Taschenrechner. Einstein war übrigens auch kein guter Rechner. Schreibroutine? Erübrigt sich durch die Kopiertaste. Orthographie? Dafür sorgen Rechtschreibprogramme. Vokabeln lernen? Ein Stumpfsinn. Geschichte? Bei Wikipedia kann man Jahreszahlen und Fakten bei Bedarf sofort abrufen. Geographie? Es gibt doch Google Earth.

In allen Bildungsstandards drängen die *soft skills* nach vorn. *Hard skills* wie Kopfrechnen, Rechtschreibung, Memorieren werden widerwillig mitgeschleppt und erodieren. Sie gelten nicht mehr als mentale Elementartechniken, nicht mehr als Unterbau höherer Leistungen, sondern unter der Würde von Kindern, die durch kreatives Entdecken statt durch Pauken vorankommen sollen. Kompetenzmodellierer und Bildungspolitiker argumentieren etwa wie Pianisten, die kaum mehr Klavier üben, weil es nicht auf Technik ankomme, sondern auf die Musik, oder wie Fußballtrainer, die Kraft- und Konditionstraining auf eine Aufwärmphase reduzieren, um mehr Zeit fürs Eigentliche zu gewinnen: das intelligente Zusammenspiel, die Hackentricks und Fallrückzieher. Sie sägen an dem Ast, auf dem das Eigentliche sitzt.

Abitursinflation

Im Obrigkeitsstaat beklagten sich die Schulbehörden regelmäßig über Schlendrian in den Schulen; die Lehrer würden das vorgegebene Pensum nicht straff genug einpauken. Im neoliberalen Staat mobilisieren Lehrerverbände Proteste dagegen, dass die Schulpolitik mentale Elementartechniken aktiv herunterwirtschaftet; dass sie das drastische Sinken der Schreibfähigkeit durch steigende Vorgabe von Lückentexten kompensiert; dass sie den Notendurchschnitt durch die Begründungspflicht schlechter Noten in die Höhe treibt; dass sie die immer besser werdenden Noten als Beweis für ein ständig steigendes Bildungsniveau ausgibt und damit geradezu als Auftrag, die Abiturientenzahlen weiter zu erhöhen. Der Inhalt dieser Proteste prallt an den Schulbehörden freilich ab. Sie nehmen darin kaum mehr als die Beschwerden von Standesvertretern wahr, die an veralteten Schulabschlüssen kleben, etwa dem Abitur. Und tatsächlich: In der flexibilisierten Bildungswelt ist das Abitur ein Auslaufmodell. Noch ist es zu früh, es einfach abzuschaffen. Zu heftig wäre der Protest von Gymnasiallehrern und ehrgeizigen Eltern, zu wenig entwickelt sind die Alternativen. Aber inflationieren kann man das Abitur jetzt schon. Je höher eine Nation ihre Abiturientenzahlen treibt, desto besser steht sie im internationalen Bildungsranking da. Zugleich bereitet sie damit selbst die postabiturielle Ära vor. Inflationierung bedeutet ja immer auch Entwertung. Wenn sechzig bis siebzig Prozent eines Jahrgangs Abitur machen ist es nichts Besonderes mehr. Umgekehrt: Es *nicht* zu haben, wird zu etwas Besonderem. Es wird peinlich. Soll man eine schwindende Minderheit von dreißig und weniger Prozent wirklich davon ausschließen? Es wächst der Druck, sie und das Abitur so zu präparieren, dass es auch ihnen zuteil wird. Und so erledigt sich das Abitur mittelfristig von selbst.

Inklusion

An seine Stelle wird über kurz oder lang eine neue Einheitsschule treten. Sie soll niemanden mehr ausschließen und jeden seinen individuellen Platz finden lassen. Inklusion ist die Parole.

Sie kommt, wie das flexible Kompetenzdesign, von ganz oben. Die Behindertenrechtskonvention der UN verlangt, dass »kein Kind zurückgelassen« wird – und überlässt es den Staaten (von denen kaum einer unter 100% Staatsverschuldung hat), daraus einen funktionsfähigen Schulbetrieb zu machen. Wenn sich der Staat zur UN-Konvention bekennt, muss er auch das Geld zu ihrer Umsetzung locker machen, sagen die Inklusionsverfechter. Leider ist es umgekehrt: Weil immer weniger Geld für Bildung da ist, erfanden die UN die Inklusion. Sie verlangt die Auflösung aller Sonder- und Spezialschulen, aller Abstufung zwischen niederen und höheren Schulen. Das ergibt eine enorme Ersparnis an Gebäuden, Räumen und Personal. Vor allem an Lehrkräften. Förderlehrer führen nun nicht mehr eigene Klassen, sondern werden in die Regelschulen übernommen: als mobiler Eingreifdienst. Überall, wo normale Fachlehrer an ihre Grenzen stoßen, weil die Niveauunterschiede im Klassenverband einfach zu groß sind, sind sie zur Stelle und widmen sich Schülern, die nicht mitkommen. Ihr Unterricht reduziert sich auf punktuellen Reparaturbetrieb – an mehreren Kindern in einer Klasse, in mehreren Klassen, an mehreren Schulen. Dass die Förderlehrer ohne Führerschein und eigenes Auto gar nicht berufsfähig wären, dass sie von Schule zu Schule fahren und nirgends recht hingehören, ist keine Kinderkrankheit der Inklusion; es folgt strukturell aus der Auflösung aller Spezial- und Sonderschulen. Förderlehrer sind im System Regelschule immer nur zu Gast. Dass sie zu den Problemkindern ein stabiles Verhältnis aufbauen, kommt gelegentlich vor, ist aber strukturell nicht vorgesehen. Sie sind ja immer nur stundenweise da. Das sehen viele Klassen- und Fachlehrer übrigens nicht ungern. Wo ihre Zuständigkeit endet und die des Förderlehrers beginnt, lässt sich im konkreten Schulalltag nie klar definieren. Ständig gibt es da Überschneidungen und Reibungsflächen. Die Hilfe der Förderlehrer wird durch unablässige Vor- und Nachbesprechungen zum Rollenabgleich teuer bezahlt. Genauso viele Förder- wie Klassenlehrer: das würde die strukturell ungeklärte Situation zwischen Unterricht und Reparaturbetrieb nicht bereinigen – und das ganze Projekt um seinen entscheidenden Einspareffekt bringen: weniger Lehrer für mehr Klassen.

Wie ein Abitur für alle kein Abitur mehr ist, so auch ein regulärer Unterricht für alle kein regulärer Unterricht mehr. Genau genommen nicht einmal mehr gemeinsamer Unterricht, zumindest wenn man darunter versteht, dass allen Mitgliedern einer Klasse oder Gruppe ein bestimmter Stoff eröffnet wird: wie man addiert und subtrahiert, Verben von Adjektiven unterscheidet, eine Rolle rückwärts macht etc. Jeder bestimmte Lernstoff aber setzt Grenzen. Zum einen kann die Lerngruppe nicht beliebig groß sein. Zum andern muss sie gewisse Mindestvoraussetzungen mitbringen: zählen können, wenn es ans Addieren geht; Worte unterscheiden können, wenn sie die Eigenart von Verb und Adjektiv erkennen soll; über so viel Beweglichkeit verfügen, dass sie die Rolle rückwärts überhaupt probieren kann. Es gibt kein

voraussetzungsloses Lernen. Beim inklusiven Unterricht für alle umfasst die Gemeinsamkeit denn auch kaum mehr als den Klassenraum, das gleiche Lehrpersonal sowie ein paar unspezifische Obertitel. Unter »Rechnen zwischen 1 und 100« lernen die einen Kügelchen abzählen, die andern addieren und subtrahieren. Unter »grammatische Grundlagen« versuchen die einen Hauptwörter zu erkennen, die andern jonglieren mit Haupt- und Nebensätzen. Bei »gemeinsamem Sport« lernen die einen das Knie zu strecken, die andern die Rolle rückwärts.

Von gemeinsamem Unterricht kann keine Rede sein. Noch weniger aber vom Ende der Ausgrenzung. Der Klassenraum, der jeden aufnimmt und jeden anders sein lässt, ist ein Raum, in dem gerade Behinderte und Lernschwache ihr Anderssein ständig knallhart demonstriert bekommen. Dass andere mehr können als sie, mag sie gelegentlich anspornen, aber nur solange sie irgendeine Chance wittern, halbwegs mithalten zu können. Wenn aber diejenigen, denen Lesen- und Schreibenlernen, Gleichungen lösen, Hüpfen und Springen auf Grund ihrer Behinderung lebenslang verwehrt ist, ständig erleben müssen, dass Mitschüler das können und ihnen absichtlich oder unabsichtlich täglich vorführen, wovon sie ausgeschlossen sind, dann ist die Ausgrenzung nicht etwa verschwunden; sie hat sich auf diffuse, kaum mehr greifbare Weise vervielfältigt und verfeinert. Ständig wird sie verleugnet, und ständig ist sie präsent. Und es gibt kein Entrinnen. Die Inklusion duldet kein Außen. Andere Schulräume und -formen kommen nicht mehr in Betracht. Unversehens macht sich die Grundbedeutung von *inclusio* geltend: Einsperrung.

Das Buch zum Beitrag

Türcke, Christoph: *Lehrerdämmerung. Was die neue Lernkultur in den Schulen anrichtet*, C.H. Beck, 2016; ISBN 978-3-406-68882-9